

Liebe Mara-Daria Cojocaru, liebe Gäste, sehr geehrter Herr Bürgermeister,

was können Gedichte, was können Gedichte in kriegsverdüsterter Zeit? Viel. Sie können aufrütteln und trösten, sensibilisieren und die Wahrnehmung schärfen, aufklären und den Horizont erweitern, differenzieren und besänftigen. Gedichte sind keine Meinungsträger (Ideologisches lassen sie aussen vor), doch heben sie aus der Sprache Schätze an Einfällen, Musik und Schönheit, ohne einer falschen Harmonie zu verfallen. Gedichte können weh tun, verstören, Reibung erzeugen, und doch machen sie glücklich, auch wenn sie von Unglück sprechen. Das ist die Paradoxalität von Gedichten, ihr Zauber. Und noch etwas: Gedichte sind überraschend, das gehört zu ihrer DNA. Joseph Brodsky hat es auf Englisch so formuliert: "Poetry is the art of the unpredictable." Poesie ist die Kunst des Unvorhersagbaren.

Mit alledem ist unsere Preisträgerin vertraut. In ihren Gedichten praktiziert sie ein ungewöhnliches Sehen und ein ebenso ungewöhnliches Sprechen, sie schafft Verbindungen, wie wir sie nicht für möglich gehalten hätten. Ihr Interesse gilt dabei vor allem der Beziehung von Mensch und Tier, wobei auch die Pflanzenwelt eine wichtige Rolle spielt. Selbstbespiegelnde Innenschau, "selbstbestäubte Identität/poesie" sind ihr fremd. Wenn sie im Zusammenhang mit Identität eine Verlustanzeige aufgibt, zählt sie "rasche Notizen", eine "Elsterfeder", "Eichhörnchenbrösel", einen "nie abgeschickten Brief" oder ein "in Sandpapier eingeschlagenes Lieblingswort" auf. Bei Mara-Daria Cojocaru verortet sich Subjektivität in der Interaktion mit allem Lebendigen, mit Käfern und Vögeln, Hunden und Füchsen, Bäumen und Wolken, Flüssen und Magnolien. Entscheidend ist: wir sind ein Teil der Natur, nicht deren Beherrscher. Und so verabschiedet sich die Autorin von der Überheblichkeit des Anthropozäns, um über ferne Erdzeitalter und den Regenwurm nachzudenken. Getrieben ist sie dabei von naturwissenschaftlichem Forschungsdrang. Wie sie selber gesteht, liest sie regelmässig Artikel in Fachzeitschriften über experimentelle Biologie oder studiert die Arbeiten von Menschenaffenforscherinnen. Daraus gewonnene Erkenntnisse speist sie in ihre Gedichte ein und scheut es nicht, sperrige lateinische Fachausdrücke zu verwenden: der Ernst des Interesses soll gewahrt und sichtbar werden. Zum einen. Zum anderen gibt es das Spiel mit dem Moment, der konkreten Situation, dem Zufall. Hier stösst das verallgemeinerte Wissen auf den Widerstand der Empirie, bekommt Kontur, Farbe und Geruch.

Meisterhaft hat Mara-Daria Cojocaru dieses Verfahren in ihrem jüngsten Gedichtband, "Buch der Bestimmungen" (2021), angewandt, in einem Notizenzyklus und im Zyklus "Capital Ring - grosser Rundgang in 15 Stationen", auf den ich hier näher eingehen möchte. Er fügt sich insofern perfekt in das "Buch der Bestimmungen", als jedes Gedicht topographisch und zeitlich festgelegt ist, etwa so: "Breite: 51.5792, Länge: - 0.1402; Datum: 13.12.2019". Ein objektiver Rahmen, der durch einen sprachlichen Rahmen ergänzt wird: Jedes Gedicht besteht aus 8 Langversen in Hexametern und 4 abgesetzten kürzeren Versen, die durch das Wort "Dann" eingeleitet werden. Auf diese Ordnung legt die Autorin Wert. Nebenbei: Gedichte entstehen nicht, wie oft fälschlicherweise angenommen, aus einem Bauchgefühl, sondern sind komplex konstruierte Gebilde, die Bewusstseinsprozesse mit Emotion, Wissen mit Handwerk

und einem feinen Ohr verknüpfen.

Im Klartext: die Gedichte von "Capital Ring" sind in London entstanden und beschreiben einen Rundweg durch "Naturlandschaften" in der Stadt. Die Autorin - hier mit dem lyrischen Ich weitgehend gleichzusetzen - ist mit einem ihrer Hunde unterwegs, mitten in der Pandemie. Hundchen muss raus, ein Glück für ihn und sein Frauchen. Was während dieser Gänge passiert, gibt die Autorin poetisch und witzig wieder, nicht selten mit Einschüben auf Englisch. Auch das Spiel mit den zwei Sprachen gehört zum Konstruktionsprinzip dieser Gedichte.

Was fällt uns beim Lesen auf? Die Fokussierung auf Tiere, Pflanzen und die Witterung, das Einfangen feinsten atmosphärischer Vorgänge. Und jedesmal ein "Dann", das überraschend-jähe Wendungen bringt: ein Gespräch mit einer verweinten Frau oder eines "auf Hundebasis" mit einer älteren Lady. Der Vierzeiler kann aber auch Einblick in das Gefühlsleben des pandemiestrapierten Ichs bieten, das sich als "fruchtlos" und "fluglos" empfindet: "Dann meert sich etwas in mir / Wie der in die Ferne gerückte Atlantik / An dessen Rand entlang / Sich der Stechginster windet (*seufz*)" Ein anderer Vierzeiler gibt sich humorvoll: "Dann fragt mich das Fuchskind, *excuse me*, ganz zutraulich / Ob es an meinen Fingerbeeren knabbern können wird / Nur wenn der Müll leer ist. Natürlich, of course / Natürlich nicht"

Immer steht im Raum, wie sich Mensch und Tier verständigen. Cojocarü plädiert für ein Näherrücken und für Empathie. An einer Stelle schreibt sie: "Wir müssten uns nochmals vertieren, inmitten von / Farnen und Disteln .../ Innerlich probe ich, anders zu leben. Erwachsen zu werden / Fliegen zu lernen..."

Da ist Liebe im Spiel. Auch zu den "vertrauten Fanfaren am Rotkehlchenplatz", zu der "unregelmässig blondierten Birke", über die ein dickes Squirrel flippert, zur Amsel, bis sie den "hibbelnden Wurm" weg hat. "Flippeln", "hibbeln" - so sinnlich spricht die Autorin über die anthropophilen Tiere. Und hören Sie sich diesen Cojocarü-Satz an: "Mein Hund wälzt sich in Resten / Kleekopf, verschmort, augustig benebelt von den Allergenen"

Sinnlichkeit und Fachvokabular werden mühelos verknüpft, so wie Hoffnung und ein Neozoon. Dadurch entgeht Cojocarü der Versuchung zur Naturseligkeit, die nicht selten in Kitschnähe gerät. Ihr "Nature Writing" - der Ausdruck steht für eine Tendenz, die bei der jüngeren, klimabewussten Autorengeneration verbreitet ist - kokettiert nie mit Missionseifer oder romantischen Vorbildern. Es ist poetisch-verschmitzt, wissenschaftlich unterfüttert und voller Überraschungen. Beim Lesen fragt man sich voller Spannung: Und was bringt das nächste Gedicht? Die Stringenz der Form macht die Spannung nur noch grösser.

Mit diesen Worten habe ich den Radius von Mara-Daria Cojocarüs poetischem Oeuvre noch nicht vollständig abgesteckt. Denn sie schreibt mitunter auch über Konflikte, Abschiede und Belastungsgrenzen, über "ethische Fehler im Dopaminsystem" und über "polarisiertes Vokabular", über Zweifel, Angst und Mutanten. Als wache Zeitgenossin registriert sie, was in der Luft liegt und arg schief läuft und macht sich Gedanken über den letzten Menschen. Dieser "soll die Mengenlehre von den Bienen lernen" und "schwärmend mit den Schweinen schwimmen". Der Schwarmintelligenz und Schwarmexistenz billigt die Autorin einiges zu.

Wer heutzutage Lyrik schreibt, kann den grossen Fragen unserer Zeit nicht ausweichen. Fragt sich nur, wie er sich ihnen stellt. Poesie ist nicht Naturwissenschaft und Politik, sie bietet keine probaten Lösungen an. Ihre Aufgabe besteht im

hartnäckigen Fragen, in Bildern und Geschichten, die diese Fragen verdichten. Die Poesie sagt: Schau, und findet dafür Sprachgesten von sinnlicher Kraft. Das ist ihr Mehrwert. Bei aller Ambivalenz. Denn auch diese gehört zu ihrer DNA. Klischees oder gar Parolen sind ihr fremd.

Gerade darum gilt es, einen eigenen Ton zu finden, daran arbeiten sich alle Lyriker und Lyrikerinnen ab. Mara-Daria Cojocarü hat ihren Ton gefunden. Einen frischen, unbeugsamen Ton, zusammengesetzt aus vielen Ingredienzien: aus Zartheit (ohne Sentimentalität), aus Neugier (ohne Überheblichkeit), aus Keckheit (ohne Übermut). Einen Ton, der Intellektualität und Gefühl aufs Schönste vereint. Das klingt dann so: "Ich fühle mich von meinem Algorithmus missverstanden (...) / Ich kann nicht mehr an Wunder glauben / Aber an das Gewicht der Fliege im Gedicht."

Da ist ein zentrales Moment benannt: das Gewicht der Fliege. Auf dieses Kleine, Feine, fast Unwägbare kommt es im Gedicht an. Genau darin liegt seine katalysierende Wirkung.

Danke, liebe Mara-Daria Cojocarü für diese Einsicht und deren wunderbare Umsetzung in Ihren Versen!

*Ilma Rakusa*